

Für unsere Mütter und Hausfrauen

Nr. 4 Beilage zur Gleichheit 1914

Inhaltsverzeichnis: Künftiger Friede. Von Sully-Prudhomme. — Frauenkrankheiten. Von Frau Dr. med. Stoboy-Osterseger. (Fortf.) — Als Nationalökonom um die Welt. II. Von Klara Zetkin. — Feuilleton: Das rote Lachen. Von Leonid Andrejew.

Künftiger Friede.

Es glüht das Blut, das freudig ward vergossen
Für die ersehnte Weltverbrüderung;
Sein roter Schein, der durch die Nacht geflossen,
Erhellte der Zeiten tiefste Niederung.

Im Glorienstrahle spricht's von heißem Lieben
Und rötet mächtig selbst den kalten Stein,
Auf den Tyrannenfaut in Lettern eingeschrieben
Die „Rechte“, die dem Mächtigen Recht verleihn.

Ein Tag bricht an, wo sich die Menschheit fragen,
Sich selbst bestärmen wird in tiefer Scham:
Was sie des Hasses Pflug so lang getragen,
Wie endlich, endlich die Erkenntnis kam!

Vergebens waren nicht der Reher Träume,
In denen edle Tatkraft sich verjüngt,
Und üppiger grünen die Olivenbäume,
Wo rotes Herzblut ihre Wurzel düngt. Sully-Prudhomme.

o o o

Frauenkrankheiten.

Von Frau Dr. med. Stoboy-Osterseger. (Fortsetzung.)

2. Die Krankheiten des gebärfähigen Alters.

Wenn ein krankes Mädchen heiratet, so wird es eine kranke Frau. Die Ehe an sich ist kein Heilmittel für Frauenleiden. Wird jedoch die materielle Stellung des Mädchens durch die Heirat verbessert, muß die junge Frau weniger arbeiten, kann mehr essen, bessere Luft atmen, so wird sie von manchen Beschwerden befreit. Es bessert sich namentlich die Blutarmut, und damit hören oft der weiße Fluß wie die starken Blutungen und Schmerzen bei der Periode auf. Ein Leiden, das für junge Mädchen sehr quälend sein kann, ist die Gebärmutterknickung nach vorne. Durch diese Lageveränderung wird der Gebärmutterkanal abgeknickt, das Menstrualblut kann nicht gut abfließen, und es kommt oft zu unerträglichen Schmerzen und Krämpfen, die sogar zu Ohnmachtsanfällen führen können. Dieses Leiden wird nun zwar nicht durch die Ehe allein, den Geschlechtsverkehr an sich, wohl aber durch die Geburt eines Kindes geheilt. Die Veränderung, die die Gebärmutter durch die Schwangerschaft erleidet, ihr Wachstum in die Höhe und in die Breite bewirken, daß sich der Knickungswinkel ausgleicht. Das Blut kann nun ungehindert abfließen, wie durch einen Zauber Schlag verschwinden alle Beschwerden. Es ist das aber ziemlich der einzige Fall, wo man mit Mephistopheles sagen kann: „Es ist all ihr Weh und Ach aus einem Punkte zu kurieren!“ Im allgemeinen sind die Geburten und Fehlgeburten eine Quelle sehr vieler Frauenleiden bei den Proletarierfrauen.

Die Geburten pflegen aus verschiedenen Gründen oft schwer zu verlaufen. Erstens leiden die Proletarierkinder, die als Säuglinge mit der Flasche aufgezogen, unzulänglich und falsch ernährt werden und in luft- und lichtlosen Wohnungen aufwachsen, fast alle an der sogenannten englischen Krankheit. Es ist offensichtlich, wie durch dieses Leiden die Knochen der Beine und des Brustkorbes verbogen und mißgestaltet werden. Die X- und O-Beine, die Hünerbrust sind jedermann bekannt. Schwermwiegender ist es, wenn durch die englische Krankheit die weiblichen Beckenknochen verbogen und verkrümmt werden. Die richtig geformten Beckenknochen bilden einen ovalen Ring, der der Form des kindlichen Kopfes angepaßt ist und dessen Durchtritt bei der Geburt leicht gestattet. Anders der abgeplattete, verbogene und verkrümmte rhachitische Beckenring. Der kindliche Kopf muß sich nun diesem falsch gestalteten Durchgang anpassen, und die Entbindung zieht sich dadurch sehr in die Länge. Oft wird ärztliche Hilfe nötig, müssen operative Eingriffe vorgenommen werden. Zerreißungen der Scheide und des Damms, Kindbettfieber und andere Fährnisse verbinden sich mit der Geburt. Nicht nur die englische Krankheit, sondern auch unnatürliche Stellung und zu starke Belastung des Beckens in den Entwicklungs-

jahren führen zu dessen Mißgestaltung. Aus diesen Tatsachen heraus ergibt sich die Forderung wirksamer Einrichtungen zur Säuglingspflege und schärferen und weitgreifenderen Schutzes der Kinder und Jugendlichen wider Arbeitsausbeutung.

Zweitens ist die allzu lange und schwere Arbeit der Schwangeren verhängnisvoll für den Geburtsverlauf. Es ist statistisch nachgewiesen, daß je ausgiebiger sich eine Frau vor der Entbindung schonen kann, desto besser und leichter verläuft diese. Wir müssen aus dieser Erkenntnis heraus einen wirksamen Schwangerenschutz verlangen.

Die schwere Geburt ist an sich qualvoll und kann dem Leben und der Gesundheit von Mutter und Kind gefährlich werden, kann zu Verletzungen und Entzündungen der Gebärmutter, zu Dehnungen der Mutterbänder und damit zu Senkungen und Knickungen führen. Außerdem ist die mangelhafte Wochenbettspflege eine Quelle vieler Frauenleiden. Auf welche Weise schädigt diese die Frau? Die normale Gebärmutter ist ein kleines Organ, dessen Gewicht etwa 100 bis 150 Gramm beträgt. In dem Maße, wie sich die Frucht entwickelt, nimmt auch die Gebärmutter zu an Größe und Gewicht, so daß sie unmittelbar nach der Geburt etwa 1000 Gramm wiegt. Dieses große, massige Organ muß sich nun zurückbilden und zu seiner ursprünglichen Größe und Gestalt zurückkehren. Der Rückbildungsprozeß dauert etwa 6 Wochen. Nun bedenke man, daß unsere Proletarierfrauen, ebenso die Bäuerinnen, die Diensthöten usw. oft schon wenige Tage nach der Entbindung aufstehen, um ihre Arbeit zu verrichten. Man wird dann ohne weiteres begreifen, daß dadurch die normale Rückbildung der Gebärmutter gestört wird. Das Organ bleibt größer als normal, die Mutterbänder werden durch die schwere Last ausgebeht, die sie nun zu tragen haben, sie vermögen die Gebärmutter nicht mehr zu halten, es kommt zu Senkungen und Knickungen.

Nach der Ablösung der Nachgeburt bleibt eine Wunde an der Gebärmutterwand, und der Gebärmutterkanal ist einige Zeit lang offen. Durch diese Eingangspforte treten Bakterien ein, siebeln sich in der Wunde an und rufen Entzündung hervor. Die weitere Folge sind verstärkte Blutungen bei der Periode und der weiße Fluß. Wir sehen also, daß ein großes Heer der Frauenleiden: Knickung, Senkung, starke Periodenblutungen, Weißfluß in einem zu früh abgebrochenen Wochenbett ihren Ursprung haben können, und wenn nicht die erste Geburt die Schädigung brachte, so tun es die folgenden.

Alle diese Frauenleiden sind chronisch, das heißt langandauernd, und zu ihrer Heilung bedarf es mehr Zeit und Mittel, als sie der Proletarierfrau zur Verfügung stehen. Darum heißt es auch hier: Vorbeugen ist leichter als heilen. Die Forderung einer ausreichenden Wochenbettspflege ist mit allem Nachdruck zu versetzen. Es gehört dazu nicht nur die Lohnschädigung, sondern auch die Stellung einer Aushilfe, die die Pflichten der Hausfrau und Mutter versteht, oder auch der Aufenthalt in einem Wöchnerinnenheim.

Manchmal sind es die Frauen selbst, die mangels der nötigen Aufklärung, ohne zwingende Notwendigkeit das Wochenbett zu früh verlassen und sich an die gewohnte Arbeit begeben. Wir warnen davor. Je länger und ausgiebiger sich eine Frau vor und nach der Geburt schonen kann, desto größer ist ja für sie die Wahrscheinlichkeit, von Frauenleiden verschont zu bleiben.

Der Abort.

Nicht nur die normale Geburt, sondern auch der Abort, die Fehl- und Frühgeburt können nachteilige Folgen nach sich ziehen. Ja es liegt auf der Hand, daß beim Abort die Gefahren noch größer sind als bei der normalen Geburt. Denn die Frau nimmt sich nach einem Abort noch viel weniger in acht als nach einer Geburt, und es treten die schlimmen Folgen der Vernachlässigung ein. Wichtiger ist ein zweiter Umstand. Unter dem Druck der wirtschaftlichen Not macht sich in breiten Frauenkreisen das Bestreben geltend, den „Kinderfegen“ zu beschränken, der in Proletarierfamilien so oft zum Unsegen wird für Mutter und Kind. Die Vernichtung keimenden Lebens wird durch das Strafgesetz schwer bestraft, und dennoch sehen wir in allen Kulturländern einen steigenden Geburtenrückgang, der zum Teil auch die Folge einer Zunahme der Abtreibung ist. Da nicht nur Laien, einschließlich der Kindmütter, sondern auch Ärzte für die Vernichtung des keimenden Lebens bestraft werden, so wenden sich die betreffenden Frauen an Kurpfuscher oder versuchen auch selbst verschiedene Manipulationen, um das keimende Leben in ihrem Schoße abzutöten. Da weder die

Kurpfuscher noch die Frauen selbst bei der Abtreibung sachgemäß vorgehen können, so kommen jährlich sehr viele Fälle vor, wo die Frauen entweder bald zugrunde gehen oder an ihrer Gesundheit schwer und dauernd geschädigt werden.

Es wäre ein müßiges Beginnen, den Frauen zu predigen, die Natur unbeschränkt walten zu lassen. Selbstredend müssen wir den weitestgehenden Kinderschutz fordern, damit alle Geborenen auch die Existenzmöglichkeit haben. Leider aber sind wir noch weit davon entfernt, und wie schlecht die Lebensbedingungen für Proletarierkinder sind, sehen wir an der großen Säuglingssterblichkeit. Nahezu 20 Prozent, also ein Fünftel aller Geborenen geht in Deutschland schon im ersten Lebensjahr zugrunde, während die normale Säuglingssterblichkeit 7 Prozent, nach anderen Berechnungen sogar nur 3 bis 4 Prozent betragen sollte. Solange nicht die Gesellschaft jeder Frau als Mutter und ihrem Kinde die Existenzmöglichkeit gewährt, können wir die Selbsthilfe der einzelnen nicht verdammen. Vor allem muß dem Arzte das Recht gegeben werden, einzugreifen, wo es nach seinem Ermessen angezeigt ist, namentlich in den Fällen verminderter körperlicher Leistungsfähigkeit der Mutter und bei Kollage der Familie.

Die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter.

Nach erfolgter Befruchtung setzt sich das weibliche Eichen normalerweise an der Gebärmutterwand fest, wird von deren Schleimhaut umhüllt und wächst sich in neun Monaten zum Kinde aus, worauf die Geburt erfolgt. Es gibt aber Fälle, die von dieser Regel abweichen. Das Eichen, anstatt in die Gebärmutter zu wandern, setzt sich am Eierstock oder im Eileiter fest und beginnt sich hier zu entwickeln. Da diese Orte aber dafür ungeeignet sind, so geht die Frucht in der Mehrzahl der Fälle in den ersten Monaten zugrunde. Dabei kann der die Frucht umhüllende Fruchtsack plagen und eine tödliche Blutung verursachen. Oder die tote Frucht geht in Fäulnis über und gefährdet ebenfalls die Mutter mehr oder weniger schwer, ja bringt ihr nicht selten den Tod. Mitunter wird die abgestorbene Frucht von Kalksalzen eingehüllt und durchtränkt, es entsteht ein sogenanntes Steinkind, das die Mutter oft jahrelang ohne Beschwerden im Leibe tragen kann.

Die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter ist nicht so selten. Treten bei einer Frau, die sich schwanger glaubt, irgendwelche abnorme Erscheinungen auf, wie wehenartige Schmerzen, allgemeines Unwohlfinden, Ohnmachtsanfälle, so muß man auch die Möglichkeit einer regelwidrigen Lagerung der Frucht ins Auge fassen und unverzüglich einen Frauenarzt zu Rate ziehen. Hat dieser die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter festgestellt, so muß in den meisten Fällen zur Operation geschritten werden, um die Frucht zu entfernen, die wie eine bösartige Geschwulst das Leben der Frau unmittelbar bedroht. Tritt eine Blutung ein, bevor die Feststellung getroffen worden ist, wird der Arzt sich in vielen Fällen abwartend verhalten, und der Frau kann möglicherweise eine Operation erspart bleiben. Man darf aber auf einen solch günstigen Ausgang nicht von vornherein rechnen. Deshalb sollte man eine Operation nicht nur in jedem Falle vornehmen lassen, wo noch vor einer Blutung die Schwangerschaft außerhalb der Gebärmutter festgestellt wurde, sondern auch dann, wenn eine solche Blutung unter bedrohlichen Erscheinungen eintritt. Denn die Operation erzielt meist viel bessere Ergebnisse als ein nur abwartendes Verhalten. Der Fall, daß die Frucht sich außerhalb der Gebärmutter zu einem lebensfähigen Kinde entwickelt, das durch eine Operation entbunden wird, hat wegen seiner großen Seltenheit lediglich wissenschaftliches Interesse. (Schluß folgt.)

o o o

Als Nationalökonom um die Welt.

II.

Professor Wilbrandt reist als Nationalökonom um die Welt, allein wie stark auch die Aufmerksamkeit ist, die er im Westen und Osten den wirtschaftlichen Zuständen zuwendet, stets empfindet man das eine: die Menschen stehen im Mittelpunkt seiner Gedanken. Die wirtschaftlichen Dinge sind ihm nicht interessanter kalte „Dinge für sich“, die er als wissenschaftlicher Forscher unter Lupe und Seziersmesser nimmt. Sie gewinnen für ihn erst Leben und Bedeutung durch das, was an menschlichen Werten in ihnen kristallisiert ist, durch das, was sie den Menschen geben und von ihnen fordern, mit einem Worte durch ihre Beziehungen zu den Menschen. Er würdigt die Wirtschaft der Völker mit Recht und unter Berufung auf den historischen Materialismus als den festen Grund, der die übrige kulturelle Entwicklung trägt. Ohne die Rolle anderer Kräfte für diese Entwicklung zu verkennen, sucht und findet der Verfasser letzten Endes in der Wirtschaft den Schlüssel zum

Verständnis der Formen und Erscheinungen, die ihm das soziale Leben in fernen Zonen zeigt.

„Stärker als Ideen, die in die Höhen einer fernen Zukunft vorausgeschlagen sind, ist die Wirtschaftsstufe, auf der man mit beiden Füßen steht, in der man wurzelt.“ Diese Auffassung ist der Ariadnefaden, an dem sich Robert Wilbrandt inmitten des schier verwirrenden Reichtums fremder Gesichte orientiert, die ihn in den Vereinigten Staaten, in Japan, China und den Tropen umdrängen. Sie trägt seinen fragenden Geist auf die Höhe, von der aus — die Weiten und Zeiten durchmessend — er die eine Kulturmenscheit erblickt, zu der die Völker und Klassen durch die Macht eines Entwicklungsstroms zusammengefügt werden, der einer vollkommenen Stufe der Gesellschaftsorganisation entgegenreißt: dem Sozialismus. Wie verschieden und eigenartig die Kulturen in den bereisten Ländern sein mögen, der Tübinger Gelehrte sieht sie Wägen und Klüften gleich früher oder später einmünden in diesen allgemeinen Entwicklungsstrom.

Wirtschaft und Kultur der Vereinigten Staaten sind Ableger aus Europa, aber sie sind auf neuen, urkräftigen Boden verpflanzt worden, und die besonderen Entwicklungsbedingungen haben ihnen bei aller Gemeinsamkeit mit europäischem Wesen doch eigene charakteristische Züge aufgeprägt. Der fabelhafte natürliche Reichtum eines unermeßlich weiten neuen Landes konnte lange von einer noch wenig zahlreichen Bevölkerung genossen werden. Das wurde bestimmend für die Ausnutzung der Naturgaben, beziehungsweise die Erzeugung der Güter wie auch für den Bedarf. „Der Amerikaner greift nach dem Boden und seinen Schätzen wie nach freien Gütern, die vor allem der ärgsten Verschwendung, der Unbenutztheit zu entreißen sind... Mit der Natur nicht verwachsend, sondern eilig von ihr nehmend, ... und dann gierig ergreifend, was des allgemeinen Reichtums mit teilhaftig werden läßt, hat der Yankee mit allen Schätzen der Natur wie mit unbegrenzten Möglichkeiten um sich geworfen.“ „Er trieb und treibt zum Teil noch Raubbau, der sich am Ergebnis zeigte: verödete und verlassene, weil ausgezogene Fluren, Flora und Fauna verarmt. Allein, je mehr die Bevölkerung und mit ihr der Bedarf anwächst, je mehr zugleich der Raubbau den Vorrat an Natur vermindert hat, um so mehr ändert sich das Verhältnis zwischen Vorrat und Bedarf; um so mehr muß, damit es nicht schließlich an Mitteln fehle, eine ganz veränderte, mehr konservierende Wirtschaft zum Prinzip gemacht werden.“ Diese Erkenntnis drängt sich auf und findet einen erstarkenden Bundesgenossen an den Bestrebungen für Natur- und Heimatschutz, die die Schönheit, Majestät und Eigenart des Landes gegen die Verheerungen durch das nüchternste Zweckmäßigkeitsprinzip verteidigen.

Als erster Grundsatz der gesellschaftlichen Ökonomie fällt in der Union das Bestreben auf, dem Menschenmangel zu begegnen. Es hat sich in der Vereinfachung des Haushaltes und in der ganzen Lebensgestaltung durchgesetzt. Es beherrscht die Entwicklung der Technik, die neue Wege für die Gütererzeugung, die Befriedigung des Bedarfes zeigt und die alten Wege abfürzt. Unsere Leserrinnen kennen bereits einen großen Teil der anschaulichen, anregenden Schilderungen zu diesem Kapitel; auch Professor Wilbrandts Ausführungen über das Verhältnis zwischen Bedarf und Kulturentwicklung sind ihnen in der Hauptsache bekannt.

Für die Gesellschaft und Politik der nordamerikanischen Republik sind dem Verfasser zwei bekannte Erscheinungen charakteristisch. „Der berühmte Milliardärreichtum, der alles in entwürdigende Abhängigkeit von den großen Geldgebern setzt, sowie die technisch und wirtschaftlich vorteilhafte, sozial aber ausdauernde und tyrannische Konzentration der Trusts.“ ... „Reinigung des öffentlichen Lebens von der Korruption und Unterstellung der Trusts unter Staatskontrolle sind denn auch das Programm der Reformbewegung, die aus den beiden großen Parteien als eine jüngere dritte Gruppe jetzt hervorgeht. Tief eingewurzelt ist indessen vom Osten bis zum Westen die Bestechlichkeit der Polizei, die Abhängigkeit der Beamten von der Wahlmacht raffiniert arbeitender politischer Gesellschaften und die Selbstverständlichkeit, auch die Politik nur als Geschäft zu bewerten. Ein Geisteszustand, der jeden Gemein Sinn auf das äußerste erschwert, die Organisation der Konsumenten bisher nicht über kümmerliche Anfänge hinauskommen läßt und auch die junge sozialistische Bewegung gefährdet.“ Der noch schwach entwickelten Gemeinwirtschaft steht die großzügige „Wärmungs-wirtschaft“ von Stiftungen gemeinnütziger Vereine und Milliardäre zur Seite. „So wird die herrschende Tauschwirtschaft durch Schenkungen korrigiert, zugleich aber auch in ihrem Ergebnis als fehlerhaft bezeichnet; ihr geheimnisvoller Verteilungsprozess wird verdächtig, die Reichtumshäufung auf Kosten ausgebeuteter Produzenten oder Konsumenten wird angeklagt.“

Der soziale Gegensatz zwischen Ausbeutenden und Ausgebeuteten tritt mit wachsender Schärfe in die Erscheinung und ins Bewußtsein, die Einwanderermassen verschärfen ihn und werden zu einem bedrohlichen Problem. „Sprachfremd und oft in tiefste Not geratend, von Arbeitslosigkeit gedrückt in Krisen wie im alten Europa, immer mehr als Großstadtproletariat gehäuft ... so sammelt sich ein häßliches, kulturloses, verachtetes und ausbeutbares Elend, die ‚Wops‘, wie man die Italiener, Ungarn, Slawen usw. nennt, die als rücksichtslos aufzupfernde Arbeitskräfte bei Wollensfragerbauten und ähnlichen Gefahrenquellen der modernen Technik Gesundheit und Leben lassen. ... So nähert sich die soziale Frage und Bewegung mit dem wachsenden Gedränge neuer Massen dem Vorbild der europäischen Heimat.“

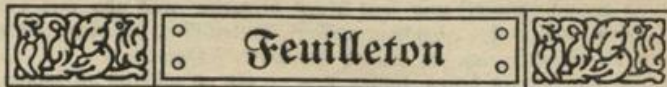
Das Erbreich wird ausnahmefähig für die sozialistische Ideensaat, die Behörden werden einem „praktischen Sozialismus“ entgegengeführt, das heißt Sozialreformen, die durch Hebung des arbeitenden Volkes dem Sozialismus vorarbeiten. In der Erinnerung an die Massenquartiere der Armut im Osten und die reiche, saftstrotzende Vegetation in Kalifornien nimmt der Verfasser Abschied „von dem großen Land mit dem Bewußtsein, daß tapferen Menschen auch künftig noch Überfluß in die Hand gegeben ist, ausnahmslos je nach ihrem Wollen und allen zugänglich zu machen durch höhere Organisation“.

Eine ganz andere Welt grüßte Professor Wilbrandt in Ostasien. Ihr Kennzeichen ist „die notgedrungene Anspruchslosigkeit einer Masse von Hunderten von Millionen, zusammengebrängt auf uraltam, sorgfältig auszunubendem Kulturland“. Die Ökonomie Altjapans ist die des Handwerks, und namentlich eines kunstgewerblich hochstehenden Handwerks, wie es in der mittelalterlich-feudalen Gesellschaft emporwuchs, die der Kapitalismus umzumälzen im Begriff ist. „Mit den einfachsten Mitteln den Zweck erreichen, ist vorbildliche Praxis. ... Nie zu viel, nie überladen, mit den einfachsten Mitteln die schönsten Wirkungen, das ist das Geheimnis des japanischen Hauses,“ das Gesetz des Kunstgewerbes. „Die Rehrseite der altjapanischen Wirtschaft ist, daß die Menschen weit weniger ökonomisch behandelt werden als die ausnubbaren Gaben der Natur.“ Arbeitersparnis, Teilerparnis, geschickte Organisation werden noch nicht als erstrebenswerte Ziele betrachtet.

Die feste Zucht der alten Sitte erzieht zur Anspruchslosigkeit und Abhärtung, zur Unterwerfung des einzelnen unter die Gemeinschaft — zunächst die Familie —, ja zur vollkommenen Aufopferung für sie, denn die Tauschwirtschaft, der Kapitalismus, hat noch nicht die alten sozialen Bande zwischen Mensch und Mensch gelöst und die Einzelpersonlichkeit auf sich selbst gestellt. Noch wirken in alledem stark die Traditionen der alten patriarchalischen Großfamilie und ihrer Wirtschaft nach. „Gesunde, fröhliche, kraftvolle Menschen leben in einer Welt zarter Schönheit und tapferer Selbstbeherrschung.“ Ein Abglanz des Zaubers dieser Welt liegt auf Professor Wilbrandts Schilderungen japanischen Lebens. Wir empfinden, wie freudig sein schönheitsdurftiges Auge sich an das bunte, heitere Gewimmel des Volkes verloren hat, den Reiz von Farbe und Linie, die Anmut der Bewegung genießend.

Gierig und plump ist der Kapitalismus in den Wundergarten getreten und zerstampft hier Blüten und Träume. Die Wirtschaft, das Leben Japans wird europäisiert, zum großen Teil amerikanisiert. Wohl verlangsamten Menschenüberfluß und Kapitalmangel das Tempo für den Siegeslauf der modernen Technik, jedoch sie vermögen ihn nicht aufzuhalten. Fabrikindustrien entwickeln sich, der Handwerker gerät in steigende Abhängigkeit von Händler und Fabrikherrn, die Tendenz wächst, die Handarbeit nur noch zu erhalten, wo sie die Erzeugnisse künstlerisch prägt. Ein Miß geht durch Japans Wirtschaft und Kultur, die Gebildeten führen ein Doppelleben, alte, unschätzbare Werte zerfallen und versinken, neue Entfaltungsmöglichkeiten können sich an, alle Leiden treten auf, die sich an die Fersen des Kapitalismus heften.

Ist diese Entwicklung zu begrüßen? Die Antwort hängt nach Robert Wilbrandt davon ab, daß der Japaner lernt, „durch die Wissenschaft und ihre Praxis das alte Japan nur zu vervollständigen, nicht aber es unnötig aufzupfern“; hängt davon ab, daß der blindwütende Kapitalismus durch soziale Reformen gezügelt und zum Wegbereiter des Sozialismus wird. Wir begnügen uns mit diesen flüchtigen Umrislinien und geben in einer späteren Nummer Professor Wilbrandt selbst das Wort. Unsere Genossinnen werden mit Genuß und Gewinn Darstellungen japanischen Lebens und seiner Europäisierung folgen; den tief eindringenden Gedankengängen über die soziale Auffassung der Prostitution, die Charakterisierung eines gewissen kulturellen Barvenitums, das in Jahrzehnten als fertige Ergebnisse übernimmt, was Europa in Jahrhunderten des Ringens geschaffen hat. (Schluß folgt.)



Das rote Lachen.*

Von Leonid Andrejew.

... fast alle Pferde und die gesamte Bedienungsmannschaft. Und ebenso sieht es bei der achten Batterie aus. Bei unserer Batterie, der zwölften, waren am dritten Tage nur noch drei brauchbare Geschütze vorhanden, die übrigen waren total zerschossen; von den Leuten waren noch sechs Mann dienstfähig, und ein Offizier, nämlich ich. Seit zwanzig Stunden hatten wir kein Auge zugetan und keinen Bissen geessen; dreimal vierundzwanzig Stunden lang hüllte uns dieses infernalische Gedröhne und Geknatter gleichsam in eine Wolke des Wahns, die uns von der Erde, vom Himmel, von den Ansrigen schied und uns wie Schlafwandler umhergeben ließ. Unsere Toten — die lagen still und regungslos da, wir aber bewegten uns hin und her, verrichteten unsere Obliegenheiten; redeten miteinander, lachten sogar — und waren dabei wie die Mondsüchtigen. Unsere Bewegungen waren präzise und rasch, die Befehle klar, die Ausführung prompt — aber wenn man plötzlich jemanden von uns gefragt hätte, wer er sei — er hätte in seinem verdüsterten Hirn kaum eine Antwort gefunden. Wie im Traum schienen uns alle Gesichter längst bekannt, und alles, was ringsum vorging, schien uns gleichfalls längst bekannt und vertraut, als ob es schon einmal gemessen wäre; wenn ich dann aber eins der Gesichter oder ein Geschütz aufmerksamer ansah oder auf den Donner der Geschütze, das Pfeifen und Zischen der Geschosse lauschte — machte mich alles durch seine Neuheit und seine unergründliche Rätselhaftigkeit betroffen. Die Nacht brach herein, ohne daß wir es bemerkten, und kaum waren wir sie gewahr geworden, kaum hatten wir uns verwundert gefragt, woher sie so plötzlich gekommen, als bereits die Sonne wieder auf unsere Köpfe niederglühete. Erst von den Kameraden, die uns bei unserer Batterie aufsuchten, erfuhren wir, daß der Kampf schon in den dritten Tag hinein wütete, doch hatten wir das gleich wieder vergessen: uns schien es, daß das alles nur ein einziger Tag ohne Anfang und ohne Ende war, der bald hell und bald dunkel, zu jeder Frist jedoch gleich unbegreiflich, gleich unfassbar war. Und niemand von uns fürchtete den Tod — da niemand von uns begriff, was der Tod sei. ...

In der dritten oder vierten Nacht, ich weiß es nicht mehr genau, legte ich mich für einen Augenblick hinter der Brustwehr nieder, und sowie ich die Augen schloß, trat sogleich das bekannte Bild vor meine Augen: das Stück blaue Tapete und die unberührte, staubige Karaffe auf meinem Tischchen. Und im anstoßenden Zimmer — so, daß ich sie nicht sehen kann — befanden sich meine Frau und mein kleiner Sohn. Nur daß jetzt auf dem Tische eine Lampe mit grüner Glocke brannte, also jedenfalls Abend oder Nacht war. Unbeweglich stand das Bild vor meinem Geiste, so daß ich in aller Ruhe und mit aller Aufmerksamkeit die Tapete betrachtete, das Spiel des Lichtes in dem Kristall der Karaffe beobachtete und darüber nachdenken konnte, warum denn mein Sohn nicht schlafte: es war doch schon spät in der Nacht, und er hätte längst schlafen sollen. Noch einmal betrachtete ich dann die Tapete, all die Schmörkel des Musters, die silbernen Blumen, Girlanden und Stäbe — ich hätte nie geglaubt, daß ich mein Zimmer so genau kannte. Bisweilen öffnete ich die Augen und sah den schwarzen Himmel mit den seltsam schönen, feurigen Streifen darauf, und ich schloß sie wieder, sah wieder die Tapete und die Karaffe und dachte darüber nach, warum denn mein Sohn nicht schlafte: es war doch Nacht, und er sollte längst schlafen. In meiner nächsten Nähe explodierte eine Granate, meine Beine wurden von einer unsichtbaren Gewalt zur Seite geschoben, und irgend jemand schrie laut auf — so laut, daß selbst der Knall der Explosion übertönt wurde. „Wieder jemand tot,“ dachte ich, doch rührte ich mich nicht von der Stelle und verwandte keinen Blick von der Tapete meines Zimmers und der Karaffe.

Dann erhob ich mich, ging umher, erteilte Befehle, betrachtete die Gesichter meiner Leute, stellte das Ziel ein und dachte dabei nur immer: Warum mag mein Sohn noch nicht schlafen? Einmal fragte ich einen von den Fahrern danach, und er begann mir irgend etwas des langen und breiten auseinanderzusetzen, und wir nickten beide mit dem Kopfe. Und er lachte dabei, und seine

* Aus „Das rote Lachen“, Fragmente einer aufgefundenen Handschrift. Einzige Übertragung aus dem Russischen von August Scholz. Verlag von Scholz & Co., Berlin S 58. Dieses Buch, das während des Russisch-Japanischen Krieges geschrieben wurde, verdient die weiteste Verbreitung.

linke Braue zuckte, und das Auge blinzelte und gab mir ein Zeichen, nach hinten zu schauen. Dort, hinter ihm, sah man nichts als die Stiefelsohlen an irgend jemandes Füßen. . . .

Es war bereits heller, lichter Tag — als es plötzlich zu regnen begann. Ein Regen wie bei uns daheim — lauter ganz gewöhnliche Wassertropfen. Er kam so unerwartet und unerwünscht, und wir fürchteten uns alle so sehr vor dem Naßwerden, daß wir mit dem Schießen aufhörten, die Geschütze stehen ließen und uns verkrochen, wo wir irgend konnten. Der Fahrer, mit dem ich soeben gesprochen hatte, kroch unter die Lafette und blieb dort hocken, obgleich er in seinem Versteck jeden Augenblick überfahren werden konnte; der dicke Feuerwerker zog einem der Toten die Kleider aus, um damit die Feinden zu schützen, und ich lief in der Batterie hin und her, um einen Mantel oder Regenschirm aufzutreiben. Mit einem Male war auf dem ganzen ausgedehnten Raum, über den die Regenwolke hinwegzog, alles verstummt. Ein verspätetes Schrapnell kam dahergefaut und explodierte; dann wurde es vollends still — so still, daß man das Schnaufen des dicken Feuerwerkers und das Trommeln der Regentropfen auf den Steinen und Geschützrohren hören konnte. Und dieses leise, wirbelnde, an den Herbst mahnende Geräusch, diese Stille ringsum und der Geruch des aufgeweichten Bodens zerrissen für einen Augenblick den dichten, blutigen Nebel, der mein Hirn umlagerte, und als ich das nasse, vom Regen glänzende Geschütz betrachtete, weckte sein Anblick ganz unerwartet traute, stille Jugenderinnerungen in mir: Erinnerungen an meine Kindheit, an meine erste Liebe. Aus der Ferne aber dröhnte plötzlich laut und jäh der erste Schuß, und der Zauber der momentanen Ruhe entschwand; ebenso plötzlich, wie die Leute sich verkrochen hatten, kamen sie aus ihren Deckungen wieder hervor; der dicke Feuerwerker schrie irgend jemanden an; ein Schuß krachte, ihm folgte sogleich ein zweiter — und von neuem umschleierte der blutige, undurchdringliche Nebel die erschöpften Gehirne. Und niemand bemerkte es, als der Regen aufhörte; ich erinnerte mich nur, daß von dem dicken, aufgebunnenen, schwammigen Gesicht des Feuerwerkers, der tot hingestreckt neben seinem Geschütz lag, der Regen niederrann — es muß also wohl ziemlich lange geregnet haben. . . .

... Vor mir stand ein noch ganz junger Freiwilliger — er meldete mir, die Hand am Mützenkamm, daß der General uns bitten lasse, die Position noch zwei Stunden lang zu halten, dann würden Verstärkungen eintreffen. Ich antwortete ihm, daß ich mich noch so lange halten könne, wie ich wolle. Und als ich ihm dies sagte, fiel mir plötzlich die ungewöhnliche Blässe seines Gesichtes auf: ich hatte nie im Leben ein so weißes Gesicht gesehen. Selbst die Gesichter der Toten haben mehr Farbe als dieses jugendliche, bartlose Antlitz. Er hatte offenbar, als er zu uns unterwegs war, einen ganz gehörigen Schrecken ausgestanden und war noch nicht wieder zu sich gekommen; und die Hand hielt er wohl nur darum krampfhaft am Mützenkamm fest, weil er durch diese gewohnheitsmäßige, einfache Bewegung seine wahnsinnige Furcht zu bannen dachte.

„Fürchten Sie sich?“ fragte ich ihn, während ich seinen Ellbogen mit der Hand berührte. Aber dieser Ellbogen war wie von Holz, und er selbst lächelte still und schwieg. Oder richtiger gesagt: nur um seine Lippen zuckte etwas wie ein Lächeln, während in seinen Augen nur Jugend und Furcht lag, nichts weiter.

„Fürchten Sie sich?“ wiederholte ich in freundlichem Tone meine Frage.

Seine Lippen zuckten, als ob sie sich mühten, ein Wort herauszubringen — und in diesem Augenblick geschah etwas Unbegreifliches, Entsetzliches, Ungeheuerliches. An meiner rechten Wade verspürte ich plötzlich einen warmen Hauch, ich begann heftig zu schwanken, und vor meinen Augen starrte anstatt des bleichen Gesichtes etwas Kurzes, Stumpfes, Nottes, aus dem sich in jähem Strahl das Blut ergoß, gleich dem blutigen Schaumwein, der auf schlechtgemalten Wirtshauschildern aus den Champagnerflaschen quillt. Und von diesem kurzen, roten, überquellenden Etwas ging immer noch ein Lächeln aus, ein zahnloses Lachen — das rote Lachen.

Ich habe es kennen gelernt, dieses rote Lachen. Ich habe es gesucht und gefunden, dieses rote Lachen. Nun hatte ich begriffen, was von allen diesen verstümmelten, zerrissenen, seltsam entstellten Menschenleibern ausging. Es war das rote Lachen. Es grinst vom Himmel nieder, und von der Sonne, und es wird bald die ganze Erde überfluten, dieses rote Lachen!

Sie aber tun ihre Pflicht, präzise und ruhig, wie die Schlafwandler.

... entsetzliche Wirkungen dieser Stacheldrähte. Den Schlangen gleich umwandeln sie die Leute und zogen sie in ihre tödlichen Verstrickungen. Er hatte gesehen, wie solch ein straff gespannter Draht,

an einem Ende zerhauen, pfeifend die Luft durchschneidet und drei Soldaten in seinen Umschlingungen festhielt. Die Stacheln zerrissen die Kleidung und bohrten sich in das Fleisch ein, daß die Soldaten, laut schreiend vor Schmerz, sich wie rasend im Kreise drehten. Einer von ihnen hing bereits, von einer Kugel getroffen, tot in dem Stacheldraht, und die beiden anderen schleppten ihn hinter sich her, bis schließlich nur einer am Leben war, der die beiden Toten mit vorwärts zerrte und sich vergeblich von ihnen zu befreien suchte. Ein wahnwitziges Spiel war's, daß die Toten mit den Lebenden trieben, ein wildes Kreifen und Übereinanderstürzen — bis plötzlich alle in einem Anäuel unbeweglich dalagen.

Er erzählte, daß an einer dieser Drahtbefestigungen wohl über zweitausend Mann gefallen seien. Während sie den Draht zerhoben und sich seiner Umklammerung zu entziehen suchten, überschüttete sie der Feind mit einem ununterbrochenen Kugel- und Kartätschenregen. Er versicherte mir, daß es das Furchtbarste war, was er je erlebt, und daß diese Attacke ganz gewiß in panische Flucht ausgeartet wäre, wenn die Armisten nur gewußt hätten, nach welcher Richtung sie fliehen sollten. Aber diese zehn oder zwölf aufeinanderfolgenden Stacheldrahtheften, in die sie wie in ein graufiges Netz verflochten waren, und das Labyrinth von Klastertiefen, auf dem Grunde mit spitzen Pfählen versehenen Wolfsgruben hatten die Köpfe so verwirrt, daß kein Mensch sich auf diesem schauerlichen Erntefeld des Todes zurechtzufinden wußte.

Die einen stürzten blindlings in die tiefen, trichterförmigen Gruben, wurden von den spitzen Pfählen aufgespießt und zap-pelsten und tanzten dort in der Tiefe wie die Hahnswurze, mit denen die Kinder spielten. Neue Körper wälzten sich auf sie herab und erdrückten sie mit ihrer Wucht, und bald war die ganze Grube bis an den Rand in einen wimmelnden Kessel voll blutüberströmter, teils lebender, teils toter Menschen verwandelt. Überall starteten hilflose Arme empor, deren Finger sich krampfhaft umkrallten und nach allem Greifbaren faßten. Wer einmal in diese Falle geraten war, der war rettungslos verloren, denn Hunderte von blinden, starken Händen packten ihn wie eiserne Zangen an den Weinen, an den Kleidern, an den Augenhöhlen, hielten ihn nieder und würgten ihn. Viele rannten wie betrunken gerade auf die Drahtheften los, blieben darin hängen und schrien, bis eine Kugel ihrem Leben ein Ende machte.

Überhaupt, meinte er, waren alle wie betrunken: einige schimpften ganz fürchterlich, andere lachten, wenn der stachelige Draht sie am Arm oder Bein packte, und brachen tot zusammen, ehe sie sich's versahen. Er selbst hatte seit dem frühen Morgen nichts gegessen noch getrunken und war in ganz seltsamer Verfassung: er hatte Schwindelanfälle, und sein Angitgefühl wich bisweilen einer wilden Ekstase — der Ekstase der Angst. Als jemand neben ihm ein Lied anstimmte, nahm er die Melodie auf, andere fielen ein, und bald bildete sich ein ganzer Chor. Er wußte nicht mehr, was sie sangen, doch war es etwas sehr Lustiges, ein Tanzlied. Ja, sie sangen — und alles ringsum war rot von Blut. Der Himmel selbst erschien rot, und man konnte glauben, daß im Weltall eine Katastrophe, eine seltsame Umwälzung eingetreten sei, bei der alle Farben — die grüne und die anderen ruhigeren Farben — verschwunden wären und nur das grelle Rot geblieben sei, in dem die Sonne leuchtet wie in bengalischem Licht erstrahlte.

„Das rote Lachen,“ sagte ich. — Er verstand mich nicht.

„Ja, sie lachten auch,“ fuhr er fort. „Ich erzählte dir schon davon. . . . Wie Betrunkene lachten sie. Kann sogar sein, daß sie tanzten, einige wenigstens. . . . Jene drei wenigstens, von denen ich dir sagte, die sprangen ganz so umher, als ob sie tanzten. . . .“

Er erinnerte sich ganz klar: als die Kugel ihm die Brust durchbohrte und er zusammenbrach, machten seine Beine, bis er das Bewußtsein verlor, eine ganze Weile noch Tanzbewegungen, als ob er einem Partner zutanzte. Auch jetzt noch gedachte er dieser Attacke mit einer sonderbar gemischten Empfindung: teils mit Schrecken, teils mit dem heimlichen Wunsche, noch einmal daselbe zu erleben.

„Und wieder durch die Brust geschossen zu werden?“ fragte ich ihn. „Nun, nicht jede Kugel trifft. Aber es wäre doch hübsch, Kamerad, wenn man so einen Tapferkeitsorden bekäme.“

Er lag auf dem Rücken, gelb, mit eingefallenen Augen, spitzer Nase und jäh hervortretenden Wadenknochen, er glück beinahe schon einem Tode — und träumte von einem Orden. Seine Wunde eiferte stark, er hatte hohes Fieber, und in drei Tagen konnte er möglicherweise schon nach der Totengrube wandern — und er lag träumerisch lächelnd da und sprach von einem Orden. (Fortf. folgt.)